Niederdeutsches Heimatblatt

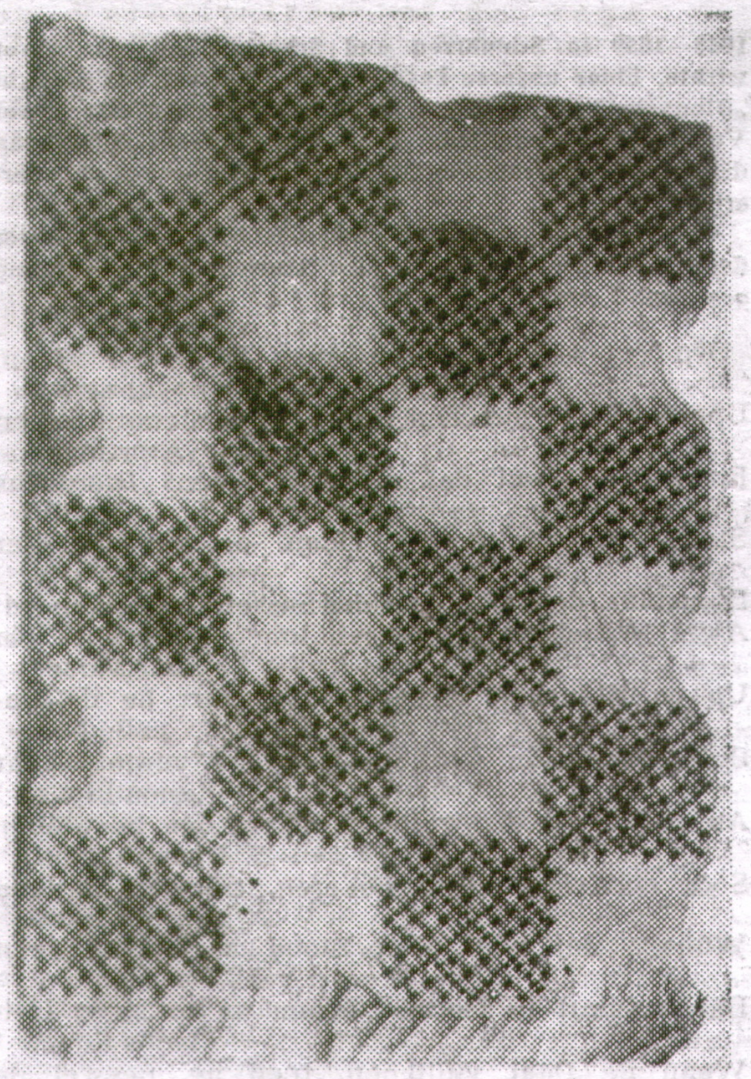
Nr. 172 — **Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern** — April 1964

Heimatbund an Elb- und Weservmündung e. V.

Aus der Blütezeit des Handblaudruckes

Beverstedt als früherer Sitz einer traditionsreichen Blaudruckerei

Die Sammlungen des Morgensternmuseums wurden kürzlich bereichert durch sechs Blaudruckstöcke, auch Druckmodel genannt, die aus der längst geschlossenen Werkstatt des Färbermeisters Christoph Spanutius, Beverstedt, Untere Logestraße, stammen. Die, wenn auch zu andern Zwecken umgebauten Häuser, stehen heute noch, in denen Hermann Spanutius und sein Sohn Christoph eine blühende Färberei und Blaudruckerei betrieben. Er nahm seinen Beruf wie sein Kollege Schumann



am Beek mit ins Grab. Unter seinen Söhnen fand sich keiner, der das im Aussterben befindliche Handwerk des Vaters übernehmen wollte, obgleich es zu seinen Lebzeiten noch einen goldenen Boden hatte.

Die dem Museum übereigneten Druckmodel haben die Form eines Quadrates von 18 x 18 cm, eines Rechteckes von 14 x 19 cm, einer Kombination von einem Quadrat mit zwei Dreiecken oder eines Kreisausschnittes mit einem Radius von 18 cm. Ihre Dicke liegt bei 4 cm. Die Druckfläche besteht aus Birnholz, die Auflage mit Handgrifflöchern aus Kiefern-, Tannen- oder Eichenholz. Das Muster steht in erhabener Relieflinie auf dem Druckstock. Das eine der sieben Muster ist mit dem Schnitzmesser kunstgerecht aus dem Birnbaumholz herausgeholt. Druckstöcke dieser Art können mehrere hundert Jahre alt sein. Die Ornamente der übrigen Druckmodel bestehen aus ca. 4 mm langen Messingstäbchen und Messingstreifen. Die Hersteller waren eigens dafür ausgebildete Berufsstecher, vergleichbar den Nagelschmieden vergangener Zeit. Bis um 1850 wurde in der Färbergesellen- und Blaudruckmeisterprüfung die Vorlage selbst erdachter und angefertigter Muster verlangt, bei denen Genauigkeit, Geschmack und Erfindergabe eine wichtige Rolle spielten. Ging ein Geselle auf Wanderschaft, und es sagte ihm auf seiner neuen Arbeitsstelle dieses oder jenes Muster zu, dann nutzte er die knapp bemessene Freizeit dazu aus, ein solches zu schnitzen und später mit nach Hause zu nehmen.

Um dem jeweiligen Geschmack der Kundinnen Rechnung tragen zu können, hatte der Färbermeister eine Reihe von Druckmodel und Abdrucken auf Lager mit den verschiedensten Motiven und Ornamenten. Mehrere hundert Druckstöcke waren der ganze Stolz der Handblaudruckerei R. Graevius in Stade.

Unter den Motiven erfreuten sich Blumen- und Rankenmuster in der Frauenwelt großer Beliebtheit. Sehr alt waren die mühsam anzufertigenden Darstellungen aus der Bibel und dem bäuerlichen Lebenskreis. Für feineres Leinen gab es auch feinere Muster.

Als auf jedem Bauernhof noch Flachs angebaut wurde, an den langen Winterabenden die Spinnräder surrten und die großen, klobigen, zweitrittigen, die halbe Dönz einnehmenden Bauernwebstühle klapperten und überwiegend Trachten getragen wurden, blühte in ländlichen und kleinstädtischen Kreisen das handwerkliche Blaufärben und die Blaudruckerei, so z. B. in Fischerhude, Lilienthal-Mühlendeich, Worpswede, Zeven, Osterholz-Scharmbeck, Beverstedt, Geestemünde, Bederkesa, Bremervörde, Stade, Scheeßel, um nur einige Ortschaften zu nennen. Um 1870 waren auf der Geest 70 Prozent der landwirtschaftlich zu nutzenden Fläche Ödland, Heide und Moor, mit einer ausgedehnten Schafhaltung und Schafzucht. Die gewaschene und gesponnene Schafwolle harrte der Färbung.

Der Arbeitsprozeß des Druckens und Färbens ging wie folgt vor sich: die Bäuerin hatte das selbstgewebte und gebleichte Leinen in die Werkstatt des Meisters gebracht und sich unter den vielen Abdrucken ein ihrem persönlichen Geschmack zusagendes Muster ausgesucht. Die der Kundin ausgehändigte Kontrollmarke aus Messing mit der laufenden Nr. und den Buchstaben des Druckers oder Färbers, z. B. L. Sch = Louis Schecker (Mühlendeich b. Lilienthal), H. Sp = Hermann Spanutius (Beverstedt) diente als Quittung und mußte beim Abholen des gefärbten oder bemusterten Stoffes wieder vorgezeigt werden.

Im allgemeinen unterschied man in der Werkstatt des Färbermeisters Färberei, Druckerei, Plätterei und Küpenstube, an Werkzeugen und Geräten Küpen, Mangel, Presse, Glättisch, Drucktisch, Druckmusterplatten, ein eiserner kugelförmiger Topf mit drei Kugeln, Feldsteine, Spülkübel, Böcke und Tische. Ferner an Farben und Zutaten wie Indigo, Palatinschwarz, Galläpfel, Schwefelsäure, Kupfervitriol. Pottasche, Kalk und die Zutaten, die den sogenannten „Papp" ausmachten.

Der „Papp", eine klebrige blaugrüne Isoliermasse, bestehend aus Tonerde, Gummi, Blei und Blaustein, ist angerührt. Die Herstellung war oft eines Meisters Berufsgeheimnis, das er nicht gern preisgab. Wiederholt taucht der Meister oder Geselle den Druckstock in die Deckmasse und überträgt sie auf den Stoff, das Leinen, das auf einem Tisch mit schräger Platte ausgebreitet liegt. Muster neben Muster werden vorsichtig nach genau eingelegten Zeichen (Nadeln am Rande jedes Models) auf das weiße Leinen gedruckt. Daher auch die vielen Flächenmuster. Die Druckarbeit ist sehr mühsam und muß in peinlichster Genauigkeit ausgeführt werden, damit der fertige Druck auch als Ganzes wirkt und keine „Gassen" aufweist. Das Aussparen des weißen Grundes der Stoffbahn, des Leinens, ist beendet. Das so bedruckte Leinen soll das Eindringen der blauen Farbe verhindern.

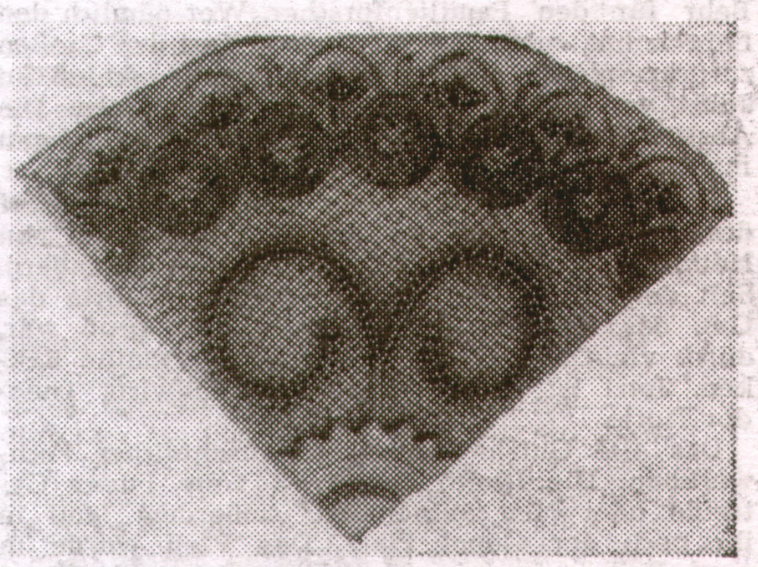
Nun beginnt der eigentliche Vorgang des Färbens. An der früheren Stelle einer heimischen Pflanze lieferte bald die Indigopflanze den blauen Farbstoff. Indischblau wurde zum König der Farbstoffe. Indigo besteht im trocknen Zustande aus steinharten Stücken. Es wurde gestampft und pulverisiert in einem eisernen halbkugeligen Topf mittels dreier eiserner Kugeln, Kanonenkugeln genannt, die durch das Hin- und Herbewegen des mit Handgriffen versehenen Topfes ins Rollen kamen. Diese mühselige Arbeit nannte man „Pingeln".

Die Küpe war eine quadratische Betongrube, 1½ Meter in und ½ Meter über der Erde, 1¼ Meter im Geviert. Hiervon waren zwei vorhanden. Der Farbstoff wurde mit Kalk und Eisenvitriol versetzt, kochend angerührt und in die mit kaltem Regenwasser angefüllten Krüge geschüttet. Die Masse wurde mit einer eisernen Kratze durchgerührt, damit der Farbstoff sich nicht auf dem Boden absetzte.

Über der Küpe hing an einem Rahmen hin- und hergespannt das weißgraue Leinen, das an einem Flaschenzug in die Farbgrube gelassen und nach einer halben Stunde wieder aus dem Bad gezogen wurde. Der Farbstoff oxidierte an der Luft. Nach 15 Minuten wiederholte sich im regelmäßigen Wechsel der „Zug".

Etwa zehn Züge benötigte man zur völligen Durchfärbung des Leinens. In einer verdünnten Schwefelsäurelösung wurde der Papp ausgewaschen und das vorher aufgetragene Druckmuster erschien nun weiß auf blauem Grunde.

Die letzten Reste der Säure und des Kalkes wurden durch gründliches Spülen und Hin- und Herschwenken im Fluß oder Beek entfernt. Auf einem zweiräderigen Karren brachte man die Stoffbahnen zum Beek. Die beiden Färbermeister in Beverstedt, Spanutius und Schumann, wohnten in nächster Nähe des Beeks. Beide waren scharfe Konkurrenten. Auf einem schwankenden Steg stehend, spülte der eine oberhalb, der andere unterhalb des Baches. Der eine trübte dem anderen



das fließende Wasser. An der Scheunenwand oder auf Wäscheleinen wurden die Stoffbahnen zum Trocknen aufgehängt.

Geplättet wurde das Leinen auf Tischen, die querüber eine rundausgehöhlte Rinne hatten, in die genau ein glattgeschliffener Feldstein paßte, der auf dem Stoff in dieser Rinne mit der Kraft der Armmuskeln hin- und hergeführt, bis Glanz und Glätte erzielt wurden. In der Regel bestanden sie aber aus dunklem Glasfluß. Wie mir Frau Schloen, geb. Tews aus Fischerhude schrieb, besitzt das dortige Heimathaus „Irmintraut" zwei dieser Kugeln. Bei einem weiteren Glättverfahren wird eine steinbeschwerte Mangel angewandt.

Weit umständlicher und mühsamer war das Druckverfahren, wenn die Druckmuster nicht einfach weiß, sondern beispielsweise grün, gelb oder rot ausgespart wurden. Da staunt der Fachmann und der Laie wundert sich, lautet doch die bekannte Redensart „He kann hexen und blaufarben". Daß das Kunsthandwerk der Blaudruckerei und Blaufärberei einst einen goldenen Boden hatte, ging aus einem in unserer niedersächsischen Heimat hie1 und da gebräuchlichen Redewendung hervor: „He is bi Kass' al Gerbers, Farbers un Studenten".

Um das Interesse für Blaudruckerei zu wecken, fand im Herbst 1938 im Heimathaus in Fischerhude eine Blaudruckausstellung statt, zu der der Blaudruckmeister H. Müller, Scheeeßel, Teile seiner Werkstatt, besondere Druckstöcke und Handwerkszeug zur Verfügung gestellt hatte. Das Heimathaus selbst verfügt über einen regelrechten Schatz an alten Druckmustern. Das Oldenburger Landesmuseum erwarb die gesamte Einrichtung des 1919 verstorbenen Färbermeisters Johann Janssen, Oldenburg. Das ganze Inventar wurde im Dachgeschoß des Schlosses so aufgestellt, daß der Eindruck der Gebrauchsfähigkeit gewahrt bleibt. (Vgl. Dr. W. Dieck, Die letzte Blaudruckerei in Oldenburg.) „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen". Mit dem „Alten" ist hier der Handblaudruck gemeint, ein untergehendes Kunsthandwerk. Die Maschine, die schneller und billiger in Massen in allen nur erdenklichen Farben und Mustern produziert, hat die alte Handwerkskunst zum Erliegen gebracht. Die Söhne des betagten Färbermeisters haben sich anderen Berufen zugewandt.

Trachten werden nicht mehr getragen. An den blaublühenden Lein- oder Flachsanbau erinnern nur noch Flurnamen wie der „Linnkamp" in Wehldorf. Überholt ist der Reim: „Auf, kommt in die Felder und blühenden Auen, das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schaun". Das Summen der Spinnräder und Klappern der Webstühle ist verstummt. Flurnamen und Ausstellungsstücke der heimatkundlich ausgerichteten Museen halten die Erinnerung an das einst blühende Kunsthandwerk wach.

Allen Gewalten der Maschine zum Trotz behauptet sich bis zum heutigen Tage die 1638 gegründete Einbecker Färberei und Stoffhanddruckerei der Firma W. A. Wittram in Einbeck. Sie stellt nach wie vor nur Modeldruck her und zwar fast ausnahmslos mit den alten Mustern früherer Jahrhunderte. Hin und wieder läßt sie alte Druckmuster neu schneiden, weil die Stöcke durch jahrzehntelange Benutzung unbrauchbar geworden sind. Eine Auswahl der schönsten, kunstvollen Blaudruckmuster in ihrer Vielfalt und Reichhaltigkeit ist dort zusammengestellt. Mit den alten Druckstöcken, die sich seit über 200 Jahren im Besitze der Familie Wittram befinden, wird heute noch in althergebrachter Handarbeit gedruckt. Die Indanthrendrucke werden in den verschiedensten Farben wie Mittelblau, Dunkelblau, Braun, Grün, Goldgelb, Rot und Altrosa hergestellt. Die Farben sind von unübertroffener Echtheit.

Von der Bäuerin gebrachtes Leinen oder Halbleinen wird in jeder gewünschten Farbe und Bemusterung bedruckt. Die Firma H. Müller, Scheeßel, auch bekannt durch ihren Stoffhanddruck, hat leider die Herstellung handwerklicher Erzeugnisse eingestellt und sich auf chemische Reinigung umgestellt.

In der Industrie wird sehr viel mit Schablonen- oder Filmdruck und zwar fast ausschließlich als Vielfarbendruck gearbeitet.

Ludwig Behrens, Beverstedt

Hetthorn hieß früher Hechthorn

Aus der Geschichte einer alten Ortschaft

Etwa in der Mitte zwischen den Dörfern Stotel und Düring liegt südlich der Lune auf einer Geestzunge die Ortschaft Hetthorn. Obgleich nur einen Katzensprung von der Bundesstraße 6 entfernt, wird Hetthorn von Wanderern wenig besucht. Auch die Historiker haben sich mit der kleinen Ortschaft nur selten beschäftigt. Dabei hätte der Ort sowohl bei den einen wie bei den anderen Beachtung verdient.

Ähnlich wie bei Meyenburg und manchen anderen Ortschaften im Gebiet der Niederweser handelt es sich bei Hetthorn um eine Bruchlandsiedelung. Wie dort schließen sich auch hier an einen — in Hetthorn am Ostende der Ortschaft gelegenen — Gutshof etliche bäuerliche Besitzungen, alte Meierstellen, an. Die Art der Landverteilung läßt erkennen, daß die Landnahme dereinst ganz wie in Meyenburg durch einen adeligen Unternehmer mit einer Reihe von Gefolgsleuten erfolgt ist. Noch bis in neuere Zeit stand dem Besitzer des Gutes Hetthorn u. a. der Zehnte aus dem Nesser Felde zu.

Wie in den meisten derartigen Fällen ist uns der Name des „Lokators" zwar nicht überliefert. Immerhin wissen wir, daß im 16. und 17. Jahrhundert die Familie Bähr oder von Behr Besitzer des Gutes Hetthorn war. Einige Mitglieder des Geschlechts waren (Stoteler bezw. Hagener) Drosten. Besondere Bedeutung hat das Geschlecht von Behr für den Familienforscher. Wer nämlich den Ehrgeiz hat, seine Stammreihe auf Karl den Großen zurückzuführen, muß versuchen, den Anschluß an Jobst von Behr zu Hetthorn zu bekommen. Die Abstammung von dem großen Frankenkönig kann ihm dann nicht mehr bestritten werden.

Dem Geschlecht von Behr folgten als Besitzer des Gutes Hetthorn Angehörige der Familien von Hattorf, von dem Knesebeck und von Hodenberg. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gehörte das Gut, das um 1900 noch 1200 Morgen groß war, durch viele Jahrzehnte hindurch der Familie Bekken. Jetzt ist es Eigentum des Landwirts Theodor Tietje.

Das alte Gutshaus war ein ansehnlicher Fachwerkbau. Die Diele konnte 13 volle Fuder Getreide oder Heu aufnehmen. Außerdem fand in ihr noch der Göpel Platz. Das Vieh wurde in zwei Reihen von je 50 Stück aufgestallt. Einen durchaus herrschaftlichen Eindruck machte der Wohnteil des Hauses. Rund um den mit Sandsteinfliesen ausgelegten großen Flur stand an den Wänden mehr als ein Dutzend Eichenschränke, viele von ihnen mit reichem Schnitzwerk versehen. Als das Gutshaus im Jahre 1912 — wahrscheinlich infolge Brandstiftung — eingeäschert wurde, gingen außer Bergen von Akten u. a. eine mit einem vergoldeten Kreuz gekrönte Standuhr und ein Tafelklavier in den Flammen unter.

Gleich dem Gutshaus fiel auch eine mächtige neben ihm stehende Eiche — fünf Mann waren nötig, um sie zu umspannen — der Zeit zum Opfer. Aber noch heute erinnern an die Vergangenheit der Burggraben und ein kleines massives Gebäude zur Linken des Hofeinganges. Man kann sich danach ein ungefähres Bild von der ursprünglichen Anlage machen. Dem Verlauf des Grabens nach hat die Burg den Mittelpunkt eines etwa zwei Hektar großen mit Wall und Graben umgebenen Gutshofes gebildet.

Das den Hofeingang flankierende Gebäude hat eine Länge von etwa 25 und eine Breite von etwa sechs Meter. Als Fundamente haben Findlinge gedient. Die etwa 60 Zentimeter starken Mauern bestehen aus großformatigen „Hamburger" Ziegelsteinen. Das etwa drei bis vier Meter hohe Gebäude hat mehrere rundbogige Türen. Türöffnungen gleicher Art verbinden auch die einzelnen Zellen, in die das Gebäude aufgeteilt ist. Wie in einigen von ihnen noch gut zu erkennen, waren die Decken als Klostergewölbe ausgebildet.

Mündlicher Tradition nach hat das Häuschen einst zur Verwahrung von Verbrechern gedient. An einer kräftigen Stange, die ehemals mit einem starken Haken versehen war, soll sogar in alten Zeiten manchmal ein Missetäter aufgehängt worden sein. Tatsächlich ist nicht ausgeschlossen, daß das Gebäude oder Teile von ihm zeitweise als Arrestlokal gedient hat. Einige der Straße zu gerichtete Schießscharten lassen aber darauf schließen, daß wir es hier mit einem Teil eines alten befestigten Torhauses zu tun haben, durch das der Eingang zu dem Burghof gesichert wurde.

Rätsel gibt auch der Name Hetthorn auf. In seiner heutigen Form ist er kaum erklärbar. Aber noch im 16. und 17. Jahrhundert, u. a. in den Jahren 1535 und 1651, erscheint er in der Form Hechthorn. Er wird so in eine Reihe gerückt mit dem Namen des an der Oste gelegenen Hechthausen, das ehemals (1420) Heckethussen hieß.

Was bedeuten diese Namen? Bei flüchtiger Betrachtung könnte man sie mit dem räuberischen Bewohner unserer Binnengewässer in Verbindung bringen. Aber es gibt zu denken, daß Namen wie Hechtbach und dergleichen sonst fehlen. Frühere Autoren haben denn auch schon Zweifel an dieser Erklärung geäußert. Man wird doch wohl auf die Grundbedeutung des Wortes Hecht zurückzugehen haben. Mit Recht stellt Kluges etymologisches Wörterbuch das Wort zu dem althochdeutschen, mittelhochdeutschen hecchen, hecken-stechen, zu dem auch das althochdeutsche hahsa-Hackse, Bug gehört. Hecht ist danach etwas Hervorstechendes, Schneidendes. Dieser Bedeutung entspricht denn auch das englische pike-Hecht und die niederländische Bezeichnung snoek für den Hecht, die mit niederdeutsch snojen-schneiden (dazu auch die Heidschnucke, das die Heide schneidende oder schälende Schaf?) und niederdeutsch sneg-schneidend, scharf verwandt ist.

Das Wort Hecht muß danach ursprünglich etwas Spitzes, Scharfes, einen Bug bezeichnet haben. So verstanden aber paßt das Wort so gut zur Lage von Hetthorn wie von Hechthausen, liegen doch die beiden Ortschaften an einer scharfen Kante, am Rande einer vorspringenden Höhe.

Dr. Benno Eide Siebs

Dionysius in Lehe

In dem Aufsatz „Pegasus auf Wurster Art geritten" von Pastor Johann Möller in der Februarausgabe des Heimatblattes, wurde auch der niederdeutsche Dichter Johann Diedrich Plate (1818—1902) genannt, der von

Johann Diedrich Plate

1848—1859 in Schmarren und Schottwarden als Lehrer wirkte. Einer unserer Leser machte uns auf das Gedicht „Dionysius" aufmerksam, zu dem Plate die alte Leher Volksüberlieferung von Dionysius, dessen „Grab" an der Dionysiusstraße unlängst verschönert wurde, verarbeitet hat.

Gleichfalls wurde das Bildnis des Dichters, der unter dem Pseudonym Lüder Woort schrieb, zur Verfügung gestellt.

Up dat Leher Karkenwapen steit een Mann, de wunnerbar
Uppen Rumpe nich den Kopp driggt, ünnern linken Arm sogar.
Fraagst du, wat dat schall bedüden? Dionysius sien Bild
Stellt dat vör ut ole Tiden, as de Lüd hier weern noch wild.
Dionysius, de frame, leer des Sassen Gottes Woord;
Awer Wittekind un Sassen lonen schrecklich em mit Moord.
Up en Kluushoff dicht bi Lehe harr he de Kapelle bo't;
Doch de Sassen worn em möe un vergoten dar sien Blood.
As de Feend' em wullen köppen, bee he glöbig, fraam to Gott,
Soch noch Heiden to bekeren, trö den Heiland bet ton Dood,
Wünsch, dat noch sien Blood as Samen seiet worr vör't Christendom,
Dat he sturf in Gottes Namen un to sines Heilands Room.
Wenn de Daat vulltagen, reep he, geewet de Kopp mi ünnern Arm,
Gott, de alletied is gnädig, magg sik äwer jo erbarm.
Wenn he will, so deit he Wunner noch an mi na minen Dood.
Denn bekeer sik jede Sünner to den rechten, waren Gott.
Nigier dreew de frechen Mörder, wat he seggt harr, to vullteen,
Un se kreegen gliek een Wunner na de böse Daat to seen.
Mit den Koppe ünnern Arme leep he na den Büttel hen,
Wo he hensunk, sanft ton Starben, wo se em to Grabe leen.
Pilger wannern her van widen, op sien Graff Gott antobeen,
Un wi künnt op sinen Grabe nu den Rasenplatz noch seen.
Wat he wunsch, warüm he glöbig bee to Gott, de Märtyrer,
Güng darop bald in Erfüllung: Götzenbilder sünd nich meer.
Op dat Leher Karkenwapen künnt wi seen een Mannesbild,
Dat den Kopp holt ünnern Arme, loppt darmit un hett dat hild.
Fraagst du, wat dat schall bedüden? Dat is Dionysius;
He ist storben, liggt begraben dichte bi den Geestefluß.

Landschaftsmaler Heinrich Ludwig Frische

Altenbrucher unterstützten einen jungen Künstler und Mitbürger

An der Vorderwand des Hauses Nr. 28 in der Langen Straße in Altenbruch befand sich bis vor einigen Monaten eine Bronzetafel. Sie zeigte oben das Bildnis eines Mannes; darunter war rechts ein Namenszug mit einer Jahreszahl eingraviert: A. Frische 1902. Dann folgte die Inschrift: „Geburts-Stätte des Landschaftsmalers Heinr. Ludw. Frische geb. 9. Jan. 1831 gest. 5. Dezemb. 1901". Nur wenige Einwohner Altenbruchs werden noch gewußt haben, wer denn der durch die Tafel geehrte Landschaftsmaler Heinrich Ludwig Frische war, denn vor fünfzig Jahren war das schon weitgehend unbekannt.

Das Haus ist jetzt ein Teil der Möbelfabrik von H. Rehwald. Bauliche Maßnahmen veränderten auch die Vorderfront des Gebäudes so, daß der Besitzer gezwungen war, die Tafel abnehmen zu lassen. Dieses gab dem Verfasser Veranlassung, der Frage nach der Person des Kunstmalers H. L. Frische nachzugehen.

Nach einer Akte im Altenbrucher Gemeindearchiv aus dem Jahre 1858 hatte der Tischler J. G. Frische bei der Königlichen Landdrostei in Stade beantragt, ihm die Verlosung von Ölgemälden seines Sohnes, des „angehenden Landschaftsmalers" Heinrich Ludwig Frische, zu genehmigen; der Erlös aus der Verlosung sollte für die weitere künstlerische Ausbildung seines Sohnes verwandt werden. Diesem Antrag wurde stattgegeben. Wörtlich lautet das an das Amt Otterndorf gerichtete aufschlußreiche Genehmigungsschreiben der Landdrostei:

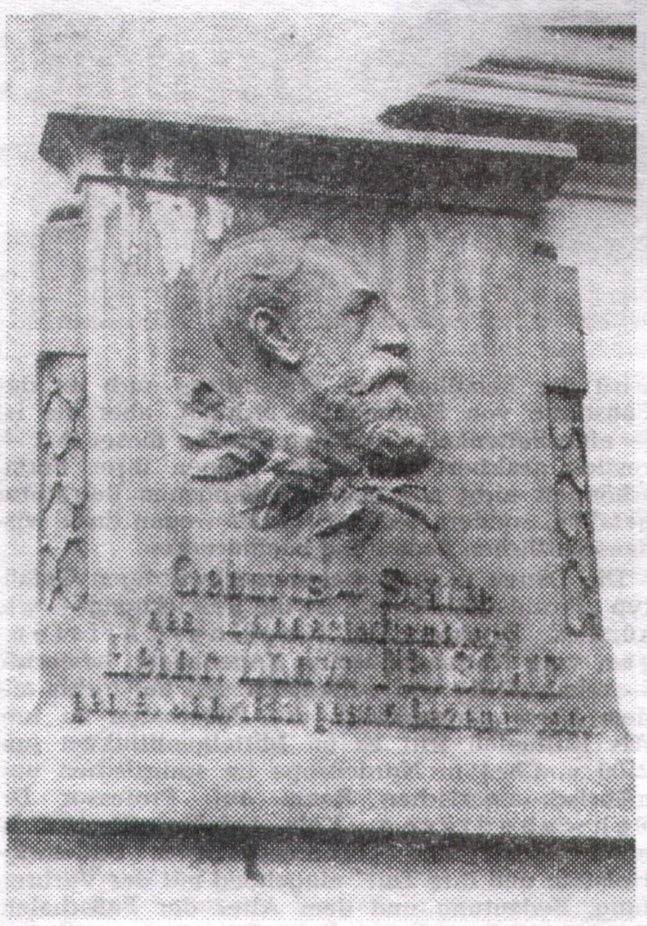
„Die mit den Anlagen zu demnächstiger Rückgabe angeschlossene Vorstellung des Tischlers Joh. Gottfried Frische zu Altenbruch ergiebt des Mehreren, aus welchen besonderen Gründen die Genehmigung zu einer Verloosung von Oelgemälden nachgesucht ist. Mit Rücksicht auf die außergewöhnlichen Verhältnisse und die ungewöhnliche Befähigung des Sohnes des pp. Frische und bei dessen gänzlicher Mittellosigkeit haben wir uns ausnahmsweise bewogen gefunden, dem Antrage stattzugeben und wollen die Verloosung der gedachten Oelgemälde im Bezirk des Landes Hadeln hierdurch gestatten. Wir beauftragen das Königliche Amt, Solches dem pp. Frische eröffnen zu lassen und ermächtigen dasselbe für die Unterbringung der nach Zahl und Preis zu bestimmende Loose, deren Gesamtertrag den an noch nachzuweisenden Werth der zu verloosenden Gemälde nicht erheblich überschreiten darf, eine angemessene Frist im Voraus festzusetzen. Ueber die Ausführung dieses Auftrages sehen Wir demnächst einer kurzen Berichterstattung des Königlichen Amts entgegen.

Stade, den 16. July 1858

Königliche Landdrostei
Heise

An das Königl. Amt Otterndorf."

Es scheint, als sei der Vater Frische zu seinem erfolgreichen Antrag auf Genehmigung der Verlosung von Gemälden seines Sohnes durch angesehene, einflußreiche Altenbrucher Persönlichkeiten veranlaßt worden. Unter den Akten befindet sich ein Brief an den Aktuar (Kirchspielsschreiber) Dohrmann vom 26. Juli 1858, der mit „Hincke" unterzeichnet ist. Bezugnehmend auf die Entscheidung der Kgl. Landdrostei Stade, setzt sich der Schreiber dafür ein, daß dem talentierten jungen Frische die künstlerische Ausbildung durch Zuwendungen ermöglicht werde. Mehrere Mitglieder der Hinckeschen Sippe waren im 18. und 19. Jahrhundert in Groden, Lüdingworth, Altenbruch und auch in anderen Hadler Kirchspielen als Kantoren und Organisten tätig. In Altenbruch bekleideten in unmittelbarer Geschlechterfolge vier Hinckes nacheinander bedeutende öffentliche Ämter. Johann Hinrich Hincke (ein Sohn des Grodener Kantors Hinrich H.) war von 1761 bis 1800 Kantor in Altenbruch; sein Sohn Hinrich verwaltete dort von 1779 bis 1801 das Organistenamt, und dessen Sohn Johann Hinrich, geb. am 27. 6. 1785, war von 1828 bis 1848 Schultheiß, nachdem er vorher schon einige Jahre Landschöpf gewesen war; er starb am 2. Mai 1873. Von den drei Söhnen des Schultheißen wurde Hinrich Wilhelm, geb. 1816, wieder Organist wie sein Großvater, während Hermann Otto, geb. 1819, den väterlichen Besitz mit dem schönen niedersächsischen Bauernhaus, an der Braake am östlichen Ortsausgang (Osterstraße) gelegen, ererbte; er betrieb hier eine Sägerei und Holzhandlung. Die Hinckes waren in Altenbruch, teils durch Einheirat, zu Wohlstand gelangt. Aus Schriftvergleichen ergibt sich, daß der frühere Schultheiß Johann Hinrich Hincke († 1873), ein vielseitig interessierter und geistig reger Mann, der u. a. ein guter Pianist war, den erwähnten Brief geschrieben hat. In späteren Jahren noch blieb sein Sohn Hermann Otto dem durch den Vater geförderten Maler Heinrich Ludwig Frische freundschaftlich verbunden. — In dem Schreiben bittet Hincke den Altenbrucher Kirchspielsschreiber, ihm dabei „behülflich zu seyn, daß man doch von Seiten des Gerichts und der Repräsentanten des Kirchspiels unserm Frische eine Unterstützung von 20 bis 25 Reichsthalern für dieses Jahr und baldmöglichst bewillige". Der angeregte Beschluß könne den Vertretern des Kirchspiels nicht schwerfallen, nachdem die Kgl. Landdrostei die Verlosung der Bilder genehmigt und damit die Förderungswürdigkeit des jungen Frische anerkannt habe. Aus dem Briefe erfährt man, daß sich Hincke und seine Freunde auch schon in Hannover für den angehenden Landschaftsmaler verwandt hatten, ohne allerdings zunächst viel erreicht zu haben. H. hofft nun zuversichtlich, „daß der Herr Amtsrichter, der augenblicklich dort ist" — es handelt sich um den Otterndorfer Amtsrichter Heinrich August Ulex (später in Lehe) — die Sache Frisches so fördern werde, daß ihm ein jährliches Stipendium für die Durchführung seines Studiums ge-



währt werde. Nach seiner Schätzung belaufen sich die jährlichen Ausgaben während der Studienzeit auf 300 bis 400 Reichsthaler; reichlich 200 Rthlr. seien schon verwendet, daher sei jede kleine Beihilfe erwünscht. Auch an die Landdrostei wolle man sich noch wenden, um von ihr — unabhängig von Hannover — eine kleine Unterstützung zu erlangen. Aber, so meint er, „da ein vorzügliches Talent fortgeholfen wird, so ist das Kirchspiel doch immer der nächste zu Hülfeleistung, und ist daher eine kleine Beihülfe zu hoffen". Abschließend stellt er fest: „Meine Theilnehmer sind der Meinung ihn jedenfalls durch seine Studienzeit durchzubringen".

Das Amt Otterndorf beauftragte das Altenbrucher Kirchspielsgericht mit der Durchführung der Verlosung, und der Tischlermeister J. G. Frische wurde aufgefordert, einen „Prospect" einzureichen, der Angaben über Zahl und Preis der Lose, die Motive der auszulosenden Bilder und ihren Schätzwert, die Form der Auslosung sowie den vorgesehenen Verlosungstermin enthielt. Er hatte folgenden Wortlaut:

„Prospect die Verloosung von Oelgemälden betreffend.

Ich beabsichtige 400 Loose in der Otterndorfer Druckerei anfertigen zu laßen und solche a Stück zu 12 Ggr. suche unterzubringen. Die zu verloosenden Oelgemälde sind nachstehendermaßen numeriert und taxiert:

No. 1	Gebirgsparthie	werth	40	Rthl.
No. 2	Phantasie-Landschaft . .	„	25	„
No. 3	Norddeutsche Landschaft .	„	25	„
No. 4	Süddeutsche Landschaft .	„	16	„
No. 5	Motiv zur Gebirgsparthie No. 1	„	11	„
No. 6	Süddeutsche Landschaft .	„	9	„
No. 7	Heide-Landschaft . . .	„	9	„
No. 8	Gebirgssee	„	5	„
No. 9	Ein mit Schilf bewachsener Teich	„	5	„
No. 10	Landschafts-Skizze . . .	„	5	„
	Zusammen		150	Rthlr.

Die Ausloosung geschieht dermaßen, daß nur eine Gewinn-Nr. auf ein und dasselbe Loos fallen kann. Den Verloosungstermin wünsche ich auf Dienstag den 28. Decbr. d. J. in der Behausung des Gastwirts Mingst festzustellen.

Altenbruch, den 2. September 1858.

J. G. Frische."

Die Verlosung wurde am gewünschten Tage nach vom Kirchspielsgerichte festgelegten Bestimmungen vorgenommen. Ein „Armenknabe" mußte jedesmal nacheinander 40 Losnummern aus dem Rade und dann eine Gewinn-Nummer aus dem diese Nummern enthaltenden Kasten ziehen. Der Inhaber der jeweils 40. Losnummer war der glücklicke Gewinner des auf der gleichzeitig gezogenen Gewinnnummer bezeichneten Gewinnes. Der Schultheiß Oelerich führte bei der Ziehung den Vorsitz, während Kirchspielsschreiber Dohrmann als Schriftführer fungierte. In der abschließenden Gewinnliste sind zwar die 10 Losnummern angegeben, auf die je ein Gewinn fiel; aber nur neben sechs ist der Name des Gewinners eingetragen. Vermutlich hatte man doch nicht alle 400 Lose absetzen können. Folgende Personen erhielten einen Gewinn: Peter Wilhelm Kopf in Neuenkirchen: 3. Gewinn, Losnummer 90; Hofbesitzer J. H. Selling in Neuenkirchen: 4. Gewinn, 199; Louis Kleikamp in Altenbruch: 5. Gewinn, 147; Amtsgehilfe Wettwer (Otterndorf): 6. Gewinn, 231; Witwe Voß in Lüdingworth: 8. Gewinn, 337; Frische selbst: 9. Gewinn, 212.

Über den Verbleib der ausgelosten Ölgemälde und darüber, ob nicht vielleicht noch ein Stück oder einige Stücke in die Gegenwart hinübergerettet wurden, ließ sich bislang nichts ermitteln. Es befindet sich aber noch eine Landschaft des Malers im Besitze der Familie Bode in Altenbruch, Alter Weg, ein Vermächtnis von Hermann Otto Hincke, der es von seinem Vater geerbt hatte.

Frische hat die Düsseldorfer Kunsthochschule von 1858 bis 1862 besucht. Damals, als der ehemalige Schultheiß Hincke den Brief an Dohrmann schrieb, und als die Verlosung der Gemälde genehmigt wurde und stattfand, war er schon in Düsseldorf. Wenn es sich auch nicht mehr im einzelnen nachweisen läßt, so kann doch angenommen werden, daß die Bemühungen Hinckes, dem jungen Maler Studienbeihilfen aus öffentlichen Mitteln zu verschaffen, wenigstens teilweise Erfolg hatten. Aus den Rechnungen des Kirchspiels Altenbruch geht allerdings nur hervor, daß die Gemeinde dem Vater im Jahre 1857 zur Ausbildung seines Sohnes Heinrich Ludwig ein Darlehen von 15 Reichsthalern gewährte, das 1860 zurückgezahlt werden sollte. 1864 wurde es dann tatsächlich zurückgezahlt. Einen größeren Teil der Ausbildungskosten dürften Hincke und seine Freunde selbst getragen haben.

Über die Person des Malers Heinrich Ludwig Frische und seine künstlerische Entwicklung und Tätigkeit gibt das Künstlerlexikon von Thieme-Becker aufschlußreiche Auskunft. Wörtlich heißt es dort in Band 12:

„Frische, Heinrich Ludwig, Maler, geb. 9. 1. 1831 zu Altenbruch bei Cuxhaven, gestorben am 5. 12. 1901 zu Düsseldorf, Vater des Arnold und Emil Frische, war zuerst in Hamburg bei einem Dekorationsmaler in der Lehre, unternahm auf eigene Faust kleinere Reisen als Portraitzeichner und Maler und besuchte von 1858 bis 1862 die Düsseldorfer Kunstakademie als Schüler von Hans Gude. Abgesehen von Studienreisen ist Frische in Düsseldorf geblieben. Seine gutkomponierten Landschaften schildern mit Vorliebe den Harz. Später holte er sich Motive auch von der englischen Küste und aus der Schweiz. Gemälde Frisches, meistens Harzlandschaften, befinden sich in den Museen von Köln, Hannover, Magdeburg, Prag und Rostock. Außer in Düsseldorf hat Frische auch in Berlin auf den Ausstellungen der Akademie von 1872 bis 1889 sowie auf den großen Kunstausstellungen von 1893 bis 1896 ziemlich regelmäßig ausgestellt."

Daß Frische seine künstlerische Ausbildung in einem vierjährigen Studium vollenden konnte, hatte er wohlwollenden Gönnern aus seiner Heimatgemeinde Altenbruch wenigstens mit zu verdanken. So erinnerte die Gedächtnistafel am Hause Nr. 28 in der Langen Straße in Altenbruch nicht nur daran, daß hier ein bedeutender Künstler das Licht der Welt erblickte, sondern auch daran, daß Freunde aus dem heimatlichen Kirchspiel ihm den Weg ins Künstlertum ebneten. Gewiß ist Frische kein Heimatkünstler geworden in dem Sinne, daß er sich nun vorwiegend Motiven der heimatlichen Landschaft zuwandte. Das hatten seine Förderer aber auch sicher nicht im Auge gehabt; sie hatten dem begabten und befähigten jungen Menschen nur helfen wollen. Daß er dann später in Altenbruch ziemlich rasch vergessen war, findet wohl darin eine Erklärung, daß ihm die rheinische Kunstmetropole zur neuen Heimat wurde.

Es mag noch interessieren, daß beide Söhne H. L. Frisches in des Vaters Fußtapfen traten. Emil, geboren am 6. 2. 1872, wurde Maler, und Arnold, geboren am 18. 12. 1869, Bildhauer. Beide hatten wie der Vater die Kunstakademie in Düsseldorf besucht. Von dem Bildhauer Arnold Frische stammen zahlreiche Skulpturen, Denkmäler, Porträt-

Schätze des Morgensternmuseums

Die Fußschale von Hainmühlen

In mehrfacher Hinsicht darf die Fußschale von Hainmühlen, beschrieben in der NORDSEE-ZEITUNG vom 8. 4. 1964, als besonders glücklicher Fund bezeichnet werden. Sehr oft sind nämlich von einem zerstörten Gefäß nicht mehr genug Scherben vorhanden, um sie zu ihrer früheren Form wieder zusammenzufügen. Jeder Präparator atmet bei der Restauration auf, sobald sich vom Fuß bis zum oberen Rand eine lückenlose Scherbenreihe aneinandersetzen läßt. Erst dann hat er die Gewähr, daß er das Gefäß in seinen genauen Maßen wiedererstehen lassen und eine fehlende Scherbe ergänzen kann, ohne eine Fälschung zu begehen. Und erst dann erkennt auch die strenge Wissenschaft eine Urne oder Schale als „gesichert" an, verlangt allerdings immer noch, daß ergänzte Scherben durch besondere Einfärbung sichtbar gemacht werden. So wird das Bemühen des Präparators auch an der Fußschale von Hainmühlen sichtbar, aber sie ist — eine Seltenheit unter den Funden dieser Art — restlos gesichert und dürfte wegen ihrer Formschönheit nicht nur dem unbefangenen Betrachter gefallen, sondern jeden Forscher wegen ihrer wissenschaftlichen Bedeutung beeindrucken.

Die Dänen nennen diesen merkwürdigen Gefäßtyp „Fruchtschale", doch ist die Bezeichnung — wie kürzlich Direktor Dr. Norling-Christensen vom Nationalmuseum Kopenhagen bemerkte — rein zufällig und willkürlich und hat nichts mit dem Verwendungszweck der Fußschalen zu tun. Als Kultgefäß tritt es im Mittelneolithikum (um 2500 v. Chr.) in Nordeuropa im schlesischen und mährisch-ungarischen Raum auf. Professor Dr. Schwabedissen, Köln, befaßte sich 1953 in einer Arbeit über „Fruchtschalen in Schleswig-Holstein und ihre Zeit" eingehend mit der Verbreitung, Bedeutung und dem Alter der Fußschalen. Dabei stellte er fest, daß die Schalen im südlichen Holstein in ihrer Verzierung zwar mit niedersächsischen Funden verwandt seien, daß sie hier aber fehlten. Jedenfalls ließen sich keine Beziehungen zum Norden aus drei kleinen, unverzierten, mehr Bechern als Schalen ähnlichen Gefäßen ableiten, die der Vorgeschichtsforscher Dr. Dehnke in seinem Werk „Die Tiefstichtonware der Jungsteinzeit in Osthannover" aufführt. Die Fußschale von Hainmühlen schließt nunmehr im doppelten Sinne eine Fundlücke, sie wird zu einem Bindeglied zwischen Kulturräumen im Norden und Südosten unserer Heimat. Diese Frage will Dr. Schmid, Wilhelmshaven, schon bald in einer besonderen Arbeit im einzelnen untersuchen.

Zu den Bildern: Fußschale von Hainmühlen (oben); Gesichtsurne von Drangstedt (unten)

Gesichtsurne von Drangstedt

Der Vorgeschichtsforscher kennt mancherlei Formen und Modeerscheinungen unter der Tonware vergangener Zeitalter. Besonders bei den Urnen ließen sich bestimmte Leittypen herausarbeiten, die für die Altersbestimmung sehr wichtig sind. Unter dem mannigfaltigen Formengut hat aber eine Urne von jeher besondere Aufmerksamkeit erregt: die Gesichtsurne.

Mit dem Beginn der Eisenzeit (um 700 v. Chr.) gelangen mit menschlichen Zügen verzierte Urnen überall dort in die Friedhöfe, wo damals Germanen wohnten, nämlich in Nordeuropa und Norddeutschland. Während im Norden und in Nordwestdeutschland diese Sitte schon sehr bald wieder erlischt, kommt es bei den Ostgermanen an der unteren Weichsel zu einer regelrechten Blüte der Gesichtsurnenkultur. So haben diese Gefäße in unserem Gebiet großen Seltenheitswert.

Wohl wurden auch südlich der Elbe in den letzten Jahren einige Gefäße gefunden, die zur Gruppe der Gesichtsurnen gehören, aber darunter war keine, die alle charakteristischen Merkmale einer Gesichtsurne aufwies. So sind Urnen aus Sievern und Hainmühlen wohl mit stilisierten Henkeln versehen; es treten auch Gefäße mit zwei Löchern im Hals auf, die Augen andeuten sollen, doch erst der Neufund aus Drangstedt, über den die NORDSEE-ZEITUNG am 6. April 1964 berichtete, verdient mit vollem Recht die Bezeichnung „Gesichtsurne".

Über diesen merkwürdigen Typ ist eine umfangreiche Literatur entstanden; vor allem der Vorgeschichtsforscher La Baume beschäftigte sich mit ihm. Ordnet man danach den Drangstedter Fund ein, so wird eine alte Erkenntnis auf Grund zahlloser Funde nur neu bestätigt: Das Gebiet rechts der Wesermündung bildet durch lange Zeit — mindestens von 2000 v. Chr. bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte — mit Schleswig-Holstein eine einheitliche Kulturprovinz. Dort gibt es Gesichtsurnen vom „kimbrischen" Typ, die dem Drangstedter Gefäß wie Zwillinge gleichen. Von der jüngeren Steinzeit bis zur Römerzeit kann die Elbe also keine Völkerscheide gewesen sein. Die Hohe Lieth war ein Brückenkopf, dem auf der schleswig-holsteinischen Seite ein Landstrich entsprach, der erst in verhältnismäßig junger Zeit teilweise unterging.

Aus einer einmal beobachteten Vergesellschaftung leitet der Vorgeschichtsforscher die Hoffnung auf ganz bestimmte Neufunde ab. Während die jungsteinzeitliche Standfußschale von Hainmühlen vielleicht den Fund einer Tontrommel nachzieht fehlt als Pendant der Gesichtsurne eine Hausurne. Schon hat Präparator Maack unter kürzlich aus Meckelstedt eingelieferten Scherben solche entdeckt, die zu einer Hausurne gehört haben können!

Hans Aust

Fortsetzung „Altenbrucher unterstützten ..."

büsten und andere Werke der bildenden Kunst im Rheinland, in Westfalen, dem Elsaß und auch in Bremen. Er hat auch die Altenbrucher Gedenktafel für seinen Vater geschaffen.

Der Name Frische (Frisch) taucht im Kirchspiel Altenbruch schon ziemlich früh auf. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren die Frischs Kalkanten (Belgentreter) an der Orgel der Nikolaikirche. Jost Frisch erhielt 1657 anläßlich des Todes I. F. G. (Ihrer Fürstlichen Gnaden) „wegen Lüdent" (Verläutung) von dem Juraten Christopher Poydt „pro quota" 9 Mk 8 ß; das war ein Viertel der von den vier Juraten zu gleichen Teilen zu leistenden Gesamtentschädigung. Von demselben Juraten erhielt Jost Frisch für 1657 10 Mk „für ein Jahr ordinari Lüdent". Als 1682 wiederum eine Landesmutter, „Ihre Hochfürstl: Durchl: unsere Gnädige Landes Herzogin", gestorben war, zahlte der Jurat Matthias von Duhn zu seinem vierten Teil an die Glockenläuter Wilm Frisch 16 Mk 14 ß, Hans Kortlebent (den Totengräber) 8 Mk 7 ß und Hinrich Marten 4 Mk 3 ß 6 Pf, zusammen 29 Mk 8½ ß. Die Gesamtausgabe der Juraten für die „Verläutung" der verstorbenen Herzogin betrug also 118 Mk 2 ß.

Das Geburtshaus des Landschaftsmalers Heinrich Ludwig Frische war schon vor 1849 im Besitz seines Vaters. 1876 ist die Ehefrau Johanna Henriette Wilhelmine des Johann Hinrich Knop, eine geborene Frische und offenbar die Schwester des Malers, in der Häuserliste als Besitzerin verzeichnet. 1878 ist Georg Hermann Hartung, 1907 Dr. med. Ernst Daacke und 1911 Schlachtermeister Heinrich Krohn als Besitzer eingetragen. Nach weiteren Besitzwechseln nach dem ersten Weltkriege übernahm 1953 Tischlermeister Hans Rehwald das Gebäude und bezog es in seine Geschäfts-, Fabrik- und Ausstellungsräume ein. — Das alte Haus allerdings, in dem der Kunstmaler Frische 1831 geboren wurde, steht nicht mehr; es ist 1880 abgebrannt. Die Gedächtnistafel wurde 1902 an dem 1881 errichteten Neubau angebracht, und deshalb heißt es in der Inschrift auch nicht „Geburtshaus", sondern „Geburtsstätte". Es ehrt den jetzigen Besitzer, daß er die abgenommene Tafel an einer geeigneten Stelle des renovierten Hauses wieder anbringen ließ, und die Gemeinde Altenbruch, daß sie diesen Entschluß förderte.

Hinrich Alpers

Nordseeküste in ur- und frühgeschichtlicher Zeit

Über dieses alle Morgensterner interessierende Thema spricht Direktor Dr. Haarnagel auf einer Veranstaltung der Volkshochschule Bremerhaven am Mittwoch, dem 22. April, 20 Uhr, in der Aula der Goetheschule, Deichstraße 39.

Dr. Lang spricht über Helgoland

Auf Bitte des Morgensternmuseums hat Herr Dr. Arend Lang, Juist, einen Lichtbildervortrag über „Helgoland — Bedeutung der Insel für Wirtschaft und Seeverkehr in alter Zeit" ausgearbeitet. Damit soll das vom Museum in einer Sonderausstellung und verschiedenen Vortragsveranstaltungen behandelte Thema Helgoland von berufener Seite eine letzte Abrundung erfahren. Herr Dr. Lang ist durch seinen vorjährigen Lichtbildervortrag über alte Seekarten noch in bester Erinnerung. Er hat in Juist ein „Archiv für Geschichte der deutschen Nord- und Ostseeküste" aufgebaut und gilt als hervorragender Kenner der Kulturgeschichte unserer Küste und der Inseln. Zu dieser öffentlichen Veranstaltung am 17. April, 20 Uhr, im Museum sind alle Heimatfreunde eingeladen.

Auszeichnung für Karl Schäfer

Für eine mehr als 25jährige sehr erfolgreiche Tätigkeit als Ortsheimatpfleger wurde Polizeiobermeister a. D. Konrad Schäfer in Wanna, Mitglied des Beirats unseres Heimatbundes, unlängst mit dem Niedersächsischen Verdienstorden zweiter Klasse ausgezeichnet. Das Heimatblatt würdigte die Verdienste Schäfers in der Januarausgabe des verflossenen Jahres.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt" erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Portokosten. Druck und Verlag: Nordwestdeutscher Verlag Ditzen & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postscheckkonto: Hamburg 136 96, Schriftleitung: Gert Schlechtriem, Bremerhaven-G., Georgstraße 90, Gestaltung: Hein Carstens